

M. Norberta Hoffmann

Spurensuche

Zur deutschen Lyrik der 80er Jahre

Windstille im deutschen Dichterwald? Wolfgang Hildesheimer erklärt, daß er in einer Welt, in der von allen Seiten der Massenselbstmord vorbereitet werde, nicht mehr schreiben könne. Günter Grass will nach einer Pause von drei Jahren wieder zu schreiben beginnen. Er berücksichtige dabei die neue Grundsituation, daß heute Literatur nicht mehr auf Zukunft bauen könne. Die Gefahr liege nahe, daß Literatur zu einer „unerträglichen Dichtung der letzten Worte“ werde. Da aber der Autor sich an die Öffentlichkeit wende, komme ihm eine öffentliche Funktion zu und er müsse sich politisch erklären.

Ob eine Aufklärung der bedrohlichen Situation unseres historischen Augenblicks durch Dichtung möglich sein könne, wird von Johano Strasser bezweifelt. Zur Wirkung von Dichtung schreibt Italo Calvino: „Es scheint, daß die Literatur nur da, wo sie verfolgt wird, ihre wahren Kräfte zeigt und die Autorität herausfordert, während sie in unserer Gesellschaft, in der alles gestattet ist, das Gefühl hat, nur benutzt zu werden, um einen angenehmen Kontrast innerhalb der herrschenden verbalen Inflation zu erzeugen.“¹

Polnische und südamerikanische Dichtung sind Beweis für Calvinos Annahme. Der mexikanische Lyriker Octavio Paz sieht in der Dichtung einen Gegenentwurf zur bestehenden Wirklichkeit, ja eine Rückkehr zum Sein². Auch manche deutsche Autoren sehen im Gedicht ein Medium des Aufbewahrens, „die letzte Widerstandslinie gegen die Megamaschine“³. Ungeachtet aller wechselnden Auffassungen von der Aufgabe der Dichtung erweist sich ihre konzentrierteste Form, die Lyrik, als Aussage des jeweiligen *Elan de vie*, auch in der Verweigerung.

Im achten Jahrzehnt unseres Jahrhunderts ist politische Dichtung in Deutschland leiser geworden. Die zugrunde liegende Wende wird im Nachbarland in Büchern gedeutet wie etwa Laurent Joffrin, „*La gauche en voie de disparation*“ (Die im Verschwinden begriffene Linke). Jacques Delors löst eine Debatte aus durch seinen Artikel „Das Schweigen der linken Intellektuellen“, in dem er die endgültige Abkehr der Dichter und Denker vom Sozialismus feststellt. Im „*Nouvel Observateur*“ veröffentlicht Max Gallo – Historiker, Mitterrands Regierungssprecher bis zu seiner Wahl ins Europa-Parlament 1984 – seine überraschende Stellungnahme „Für die Elite“. Er fragt, wem diese Werte gehören: Elite, Hierarchie, Kompetenz, Verantwortung. Er weist auf die Gefahren des Egalitaris-

mus hin, das Risiko der Nivellierung, Verachtung der Unternehmen, Versagen von Wirtschaft und Politik. Seine Folgerung: „Heute mehr noch als gestern entscheidet sich alles im Kopf.“ Guy Sorman stellt in der Begegnung der ehemaligen Protestgeneration mit den neuen Technologien die Ursache einer weltweiten liberalen Welle fest: „Die Ideen bestimmen den Lauf der Dinge.“ Ihre Auswirkungen sieht er in der Richtung von mehr Individualismus, in der Aufwertung der Person gegenüber dem im Kollektiv gruppierten Individuum. Max Gallo hält Frankreich für das „Laboratorium, in dem sich die Entscheidungen dieser Zeit abspielen“.

Wie die politische hat auch die sozialkritische Dichtung bei uns an Schwung verloren, seitdem die 68er ihre Kommunen verließen und heute zum Teil führende Positionen im Wirtschaftsleben mit der Forderung weltweiter Liberalität einnehmen. Die sogenannte „weiche Welle“ kennzeichnet die deutsche Lyrik der 80er Jahre. Sie kreist nicht mehr um Politik, nicht um die Gesellschaft; ihr Mittelpunkt ist das Humanum, doch nicht im umfassenden geschichtlichen Sinn, sondern vielfach auf den engsten Umkreis menschlicher Eigeninteressen beschränkt.

Nachdem das Orwell-Jahr überstanden ist, nimmt die junge Schreibergeneration auch Abschied von den apokalyptischen Bildern der Angst. Die „Post-Modernen“ gefallen sich in der Verherrlichung des Individuellen, das über alles Universelle erhoben wird. Allen Formen der Ideologie und ihren Gebilden wird der Abschied gegeben mit der Folge einer weitgehenden politischen, gesellschaftlichen, religiösen Abstinenz. Die Gegenkraft starker wirtschaftlicher Interessen führt zu neuen Gruppierungen, innerhalb deren man im zunehmenden Konkurrenzkampf „angeben“, etwas „vorzeigen“, „sich ausstellen“⁴, andere übertrumpfen will.

Hans Hölzl (Falco) nennt die 80er Jahre ein sehr extrovertiertes Jahrzehnt: „Man will etwas erleben, hat Spaß am Vorzeigen der eigenen Person. Den Widrigkeiten einer düsteren Welt begegnet man mit augenzwinkernder Dekadenz. Ideologien landen da natürlich im Mülleimer.“⁵ Das typische „Gedicht“ der 80er Jahre stellt kein geschlossenes Sinngefüge dar. Der Sinnerhellung durch die Ratio geht man aus dem Weg. Rationale Sprache wird als zersetzend empfunden, wie Gitter, das durchbrochen werden muß.

Schon seit Brecht wurde die Sprache der Dichtung immer mehr trivialisiert. Rühmkorf fordert die „Abkehr von aller feierlichen Emblemschreiberei“ entsprechend dem Lebensgefühl der antiheroischen Generation. Daß eine besonders starke Allergie gegen das religiöse Sprechen besteht, betonte Eva Zeller – übereinstimmend mit den teilnehmenden Poeten – bei dem Tübinger Symposium über „Literatur und Theologie“. Bezeichnenderweise war es der Jude Lars Gustafsson, der darauf hinwies, daß die Abwesenheit Gottes in modernen Texten kein Beweis für seine Nichtexistenz sei.

Das sprachliche Verstummen „nach Auschwitz“ (Adorno) hat manchen Sprachformen endgültigen Abschied gegeben, wie etwa der hymnischen Sprache oder der

Sprache der Naturmagie. Aber auch die „Zeit der großen Monologe“ (Helmut Walters, K 14⁶) fand wieder ihre neuen Ausdrucksformen, die sich vielfältig in der Lyrik der vergangenen vier Jahrzehnte darstellen. Es gibt auch ein Mühen um eine adäquate Sprache „Wort um Wort so setzen/daß eine Leiter entsteht/mit der sich etwas ersteigen läßt“ (Michael Großmeier, K 22). Die Schreiber der 80er Jahre weichen gern auf die Primärsprache aus. Scheinbare Naivität ist ein Schutzschild für die selbstgewählte politische und soziale Absonderung, den Rückzug in private Reservate.

„Ich stelle mich aus“

Ein typisches „Vorzeige-Gedicht“ ist „angerichtet“ von Doris Runge:

gerafft – gestrafft
 geglättet
 welke seide
 über der Brust
 gegerbt gefärbt
 geschlitzt
 leder en vogue
 während man selbst
 aus der Mode kam

Von der Heldenbrust des mittelalterlichen Ritters bis zu den hochdekorierten Militärs aller Nationen ist „Brust“ Topos des Vorzeigens. Die Worte „über der Brust“ bilden die bestimmende Sinnmitte der Aussage. Was wird hier angezeigt? Nicht etwa Andeutungen ethischer Werte wie Mut, Tapferkeit, Ehre, sondern modische Textilien, Seide, Leder en vogue. Man hört den Werbeslogan für Snobs „man trägt Leder“. Mit dem Sprachspiel der Partizipien wird die „welke Seide“ aufgewertet: gerafft, gestrafft, geglättet. Das Leder wird, dem Auge gefällig, in modische Form gebracht: gefärbt, gegerbt, geschlitzt. Dann öffnet sich ein Spalt im Gedicht, ein offener Widerspruch: Mode – aus der Mode. Hinter der Äußerlichkeit der Mode regt sich das verborgene Ich: man selbst.

Zwei getrennte Welten werden angezeigt: Außenwelt – Innenwelt. Wieso das Ich aus der Mode kam, wird nicht mitgeteilt, aber spürbar bleibt die fehlende Deckung. Das Imperfekt „man kam“ ist typisch für das Nichtwahrnehmen des Vorgangs. Vom Ende des Gedichts her fällt die Zweideutigkeit des Titels auf. Es ist „angerichtet“ – so kann die Hausfrau ihre Familie, ihre Gäste zum fröhlichen Mahl auffordern. Mit freudigem Stolz kann sie „vorzeigen“, was Liebe und Phantasie zuwege bringen. „Angerichtet“ kann aber auch Vokabel für eine Schreckensnachricht sein, etwa wenn spielende Kinder ein Feuer entzündet und Schaden angerichtet haben. Was hat nun die Mode „angerichtet“? Ein hübsches Spiel der Farben und Formen, wie es sich im täglichen Straßenbild darbietet? Oder ein Verwirrspiel, in

dem mancher „aus der Mode“ kommt? Und wo bleibt der, der im Aus ist? Entweder zurück, dann wird sein Leben Vergangenheit. Oder er sucht einen neuen Weg. Dieser andere Weg mag ein Weg zum anderen sein, „denn immer schon ging der andere vorüber“ (Lewinas).

Man experimentiert mit Laut- oder Silbenspielereien, „Überdeck, Unterdeck/ alles sucht nach jenem Leck/welches wohlversteckt/leckt und leckt/man fand es nie/es war am Heck“ (Falco). Die Hektik vergeblicher Arbeit wird in den gleichlautenden Silben und ihren Wiederholungen spürbar. Die Ausweglosigkeit sinnloser Arbeit spricht die Verszeile aus: „man fand es nie“. Aber da ist doch ein Wissender, der genau um das gesuchte Leck weiß, an verborgener, vom Arbeitsteam unbeachteter Stelle. Mit dem schlichten Indikativ der Feststellung schließen die Verse. Bleibt es bei dem „nie“? oder werden sich die Suchenden auf den Weg zur Erkundung des Wissens von draußen oder drüben machen? Im „vorzeigenden“ Teil des Schiffs wird das Leck nicht gefunden. Das uns Fehlende, die Lücke (= Leck), durch die das uns Verderbende unaufhörlich eindringt, ist sehr verborgen. Im Auffinden des Abseits, des „letzten Platzes“ bestünde die Rettung. Das rettende Wissen aber kommt vom Jenseits des Arbeitsplatzes und ist das Gegenteil von „Vorzeigen“.

Häufig ist der Wechsel von Sprachformen. In narrativen Texten, gleichsam versteckt, blitzt ein Signal auf, das auf die Spur des eigentlichen Anliegens führt. Erfahrung des Wildwechsels im Wald läßt an Wortwechsel denken. Der bleibt im Wechsel der Worte, ist: Das Wort. Der Sommer in den Gärten und die schwarzen Regentage lassen das Zerfallen des einen Namens und das große Schweigen seiner Abwesenheit erfahren (K 19).

„Ich glaube, Gott, du bist scharf auf mich“

Im Gegensatz zur religiösen Explosion, die der islamische Fundamentalismus ausgelöst hat, und zum wachsenden Glauben in unterdrückten Ländern zeigen die deutschen Texte der 80er mit Vorliebe in verhüllten religiösen Aussagen oder offener Ablehnung das Schwinden, gleichsam eine Erosion religiöser Substanz in unserem Land. Das wollen Metaphern wie verlassene Stadtkirchen oder Wallfahrtskirchen (K 46 f.) andeuten. Kurt Martis Dichtung ist durchgehend geprägt von der schmerzlichen Erkenntnis: „was das Reich Gottes betrifft:/ein glimmender docht/in den Herzen den Köpfen/von spinnern rebellen/und einiger stiller im lande“ (K 139).

Wie in allen vergangenen literarischen Epochen ziehen deutsche Dichter eine Spur von der Erde zum Himmel: „Mitunter tut sich/der Himmel auf/zeigt sein Geheimnis/im Spiegel der Erde/Zeigt uns was wir noch übrigließen/von der Erde die einmal/sein Ebenbild war“ (Ulla Hahn). Erde als Spiegelbild des Himmels

nennt die Dichterin sein Geheimnis. Dichter, Denker, Forscher suchten seit Jahrtausenden seine Lösung, die aber in immer größere Weiten führt, neue Rätsel aufgibt. Nicht zur Unermeßlichkeit des Kosmos, sondern zum zerstörten Ebenbild Erde geht heute der Blick. „Himmel“ ist eine oft abschätzig behandelte Vokabel: „ein Alpenveilchentöpfchen könnte es sein/was hochhinaus am Horizont erglüht.“ Die Ironie wird besonders spürbar durch die Zusammenstellung von Verniedlichung und der Anleihe aus der Sprache der Klassik und Romantik: erglühen am Horizont. Die Schlußzeilen variieren Nietzsches Gedicht vom Krähenflug, das noch in leidvoller Seelensprache erklang: „Weh dem, der keine Heimat hat.“ Bei Ulla Hahn heißt es ironisch „Wer keine Heimat hat/schaut sich den Himmel an.“

Schärfer als bei Ulla Hahn ist die „Absage“ an Gottes Welt bei Günter Kunert schon deshalb, weil sie in der Form der persönlichen Ansprache geschieht, die hier eine Art Hohlform des Gebets darstellt: „Behalte deine Welt für dich.“ Er nennt sie „fade Pracht“, „ein realer Wüstenstrich“, „ein Jammertal“, „Stirb-Werdniewiederland“. Die „Absage“ wirkt deshalb so verzweifelt, weil ein positives Statement für die Schöpfung vorausgeht: „Geburt der Welt: aus deinem Hirn/Sie quillt hervor, ist keiner gleich/an Fülle und an Farben reich/und trägt das Signum deiner Stirn.“

In der „fremdneuen Sprache“ unserer Tage ist der Name Gottes zerfallen. Bis zur Fäkalsprache (Wolfgang Dietrich, Rede an Gott als ein fliegendes Schwein, L 150⁷) wird Gott beschimpft, abgewiesen, als Arbeitslosengott verspottet, dem man das Leben zurückgeben mag. Und doch läuft in diesem Gotteshader eine Suchspur, etwa in den Fragen: „Gefall ich Dir nicht, Gott?“ (L 125) „Warum bin ich unsterblich?“ (L 126). Im „Abendlied“ weiß sich der Schreiber von Gott angeschaut: „Ziel nicht so auf mich, Gott... ich glaub, Gott, du bist scharf auf mich“ (L 127). Bis zur Anleihe bei der Sprache der Brautmystik geht der Ruf: „Jesus, ich sterb vor Liebe, laß mich leben.“ „Gott bin ich vielleicht deine Braut?“ Auch die ungelösten Fragen werden von dem Gottesrebellenvorgebracht: „Erklär mir Meister, warum alle zittern?... Und wieso ist der reich und jener nicht?“ Die bohrende Frage ist die nach dem vielleicht gewaltsamen Ende: „Ist es vielleicht, Fürst Gott, daß jedem,/der lebt leckt stirbt, sein Maul mit Eisen/gestopft ist ohne Ende, und er ausradiert/wird vom Metall, – ist das so abgesprochen?“

Mitten aus versuchter Leugnung oder leidenschaftlicher Abkehr von Gott bricht sich der Ur-Laut, der Ruf nach ihm Bahn. Es gibt zuletzt keine „Ausreden für Kyrieleis“ (K 15), auch wo sein Name zerfallen und sein Schweigen groß ist (K 19). Noch die Erfahrung der Gottesferne ist Zeugnis für das Bewußtsein von ihm: „Gott, mein Gott, du hast mich vergessen.“ Nur vereinzelt findet sich die umgekehrte Richtung, der Blick Gottes auf die Welt: „Das Menschengezücht/das spuckt, schreit, schlägt aufeinander ein/haut sich auf die Köpfe/Gott Vater auf die Finger/Jeden Augenblick kann er die Geduld verlieren/sie fallen lassen/die friedlose Kugel“ (K 49).

Mit versteinierter Sprache lassen sich die Lieder Gottes nicht singen in einem „tauben lauten Land“. Es gibt aber unter den 80ern auch Zeichen wahren Heimwehs nach Gott, wofür Bernhard Nellessens Psalmdichtung ein Zeugnis ist: „an den wassern von rhein und ruhr/sitzen wir und weinen/wenn wir an zion denken.“ Er gibt selbst seine Aussage-Intention an: „nicht aus dem land der väter/ aus den heiligtümern des innern/sind wir vertrieben“ (K 140). Solche Hoffnungszeichen erhellen das unruhig suchende, rebellische Gehabe religiöser, oft pseudo-religiöser Dichtung unseres 8. Jahrzehnts.

Nicht nur die „niedere“ Sprache scheidet sie von der „hohen“ der älteren Generation. Die starke Ausdruckskraft, besonders ihrer jüdischen Vertreter wie Paul Celan, Nelly Sachs, Rose Ausländer, Hilde Domin ist unwiederholbar. Wir dürfen nicht vergessen, daß wir ein „von der Elite geleertes Land sind“. Ein Neuanfang muß gewagt und ermuntert werden, „auf neuen Wortflößen/Vorräte sammeln um weiter zu leben“ (K 20). Auch der schlichte Beginn soll gelten, es müssen nicht nur „fetzige“ Inhalte sein (Tagung über Jugendpresse). Es gibt auch den „Glücksucher“, der nach dem göttlichen Ziel sucht. Er weiß, daß die vakante Spur nur in Stille und zur rechten Zeit zu finden ist: „errechnete Stunde/das Orakel Meeresstille“ (Heinz Sternberg).

„Wir wissen trübe: wir wollen ein Glück. Das macht uns verrückt“

Das zeitlose Thema Eros und Sexus variiert bei den 80ern in allen Tönungen vom Spielerischen, Zärtlich-Tröstenden bis zur Entfremdung. Das Transponieren von Erinnerungen aus der religiösen Sphäre in die erotische findet sich bei Ulla Hahns „Wetterlage“. Im „Klima für Engel schießt die Sehnsucht aufs Paradies ins Kraut“. Mit der Unbefangenheit des Zeitalters finden sich die Liebenden „querbeet“ und lassen die Flügel aus den Schultern sprießen. Die Engelvorgstellung wird durch das „Halleluja“ weitergeführt. „Wir heben ab... flitzen durch den Sommer.“ „Knabe im lockigen Haar komm/spiel mir was vor.“ Der traditionell Gläubige wird von der Profanierung der religiösen Sphäre geschockt werden. Weihnachtserinnerung wird hier genutzt zur Verbalisierung eines augenblicklichen Glücksempfindens. Das persönlich erlebte Glück – kein religiöser Bezug – ist hier die Brücke von Kindern zu Liebenden. Aber daß sich der Bogen spannt von der Empfindung bis zum Bewußtsein, mag zur Spur der Erkenntnis führen, daß letzte Sinnerfüllung der Liebe zum Ursprung weist, dem Gott der Liebe und des Lebens.

Die Annäherung der Sprachebenen des Sakralen und des Erotischen wird durch den Film gefördert. Man denke an Godards „Je vous salue, Marie“ und die Exzesse, die in Frankreich und Italien, den Ländern besonderer Madonnenverehrung, darüber entstanden.

Der alternative Lebensstil bringt eine Emigration aus der Welt der seitherigen

Moralvorstellungen mit sich. So radikal, wie oft befürchtet, geschieht diese „Selbstausbürgerung“ jedoch nicht. Die Shell-Untersuchung „Jugend 81“ ergab, daß etwa ein Viertel der Jugendlichen neue Lebenformen sucht. Je nach den Fragen kann aber der Anteil bis zu 80 Prozent betragen. Ein großer Teil lebt jedoch konform den überlieferten Wertvorstellungen, vor allem der Unterschicht Zugehörige. Erik Erikson nimmt ein „psychosoziales Moratorium“ an, das heißt, der Lebensstil wird nicht zerschlagen, aber durchlöchert und so der Weg gebahnt zur allmählichen Zersetzung der Werte des Eros, der Familie, der Partnerschaft.

Aussparen von Emotionen ist charakteristisch für die entsprechende Dichtung. In Krolows „Ade“ heißt es: „Ich spür fast nichts/so leicht ist deine Nähe/Und die Schritte sind leicht... lautlos bleibt alles. Ohne Wort und Bitte.“ Auch das Ansehen und Verabschieden bleibt in kühler Distanz. Anderes Verhalten wäre nicht dem Zeitalter konform: „Wer dem Wahn verfällt/daß es noch Wunder gibt, braucht nur zu sehen/wie sprachlos bleiben Kommen oder Gehn.“ Im Abschied kündigt sich die Trennung an: „Geruch von Sommerurlaub. Im Winter Schnee.“

Die Unfähigkeit zur Liebe ist eines der Kennzeichen erotischer Lyrik. Der Narzißmus verschließt sich vor dem anderen. Tanzfreude, Spielbegeisterung, Sport führen wohl zu Gruppenbildungen. Persönliche Bindungen aber finden oft rasch ihre Grenzen. Wie sie ohne Emotionen geschlossen werden, so zerfallen sie ohne Bedauern. Man betrügt sich selbst und den andern. „Schleier vor Augen, verliebt/in ein Zwinkern, ein blondes, der Lüge“ (L 55).

Die Selbstverschlossenheit hindert das Kennenlernen des Partners. Man will keine Anteilnahme an seinen Problemen. Dieses Unwissen erleichtert den häufigen Partnerwechsel. Nur selten findet sich eine Klage wie die: „warum ich aus meinen/Augen/heraus aber nicht in/deine Augen hinein/sehen könne/Schließlich ist die/Pupille ein Loch“ (L 65). Die Flüchtigkeit der Begegnungen hindert ein in der Liebe Begründetwerden: „Liebe ist ein Wort, Illusion ein anderes/und Hoffnung das Grab, in dem wir lebendig sind/für eine Nacht, die Zeit stürzt ab, der Wind/schlägt über uns zusammen“ (L 84).

Die allgemein heute beobachtete Bindungsangst, die gesuchte Isolation, die Verweigerung führt im erotischen Bereich zur Sterilität. Eine Spiegelung dieser Tatsache in der Dichtung ist die übertriebene Wort-Reduktion. Sie wirkt wie Angst der Mitteilung, ein Sich-Zurückziehen bis zur Unkenntlichkeit. Dem anscheinend oder vorgeblich leichten Abschiednehmen entspricht die Mobilität der unruhigen Sucher, denen die Welt lockend offensteht. Man sucht die „New Romantik“ gegen den „Straßendreck“, ein exklusives „Pfauengehege“ in Erwartung ekstatischer Sinneserfahrungen. Aber dabei wird auch erfahren, daß alles Vorfindbare in exotischen Ländern bei aller Abwechslung und Farbigkeit das Vorläufige ist. Manchem wird auf diesem Umweg der Blick geschenkt für das ganz Andere, das eigentlich Gesuchte.

„Die Frage, wo Ich geblieben ist“

Der Wandel der Sitten und Moralvorstellungen hat einen umgreifenden Wertewandel zur Folge, der das Verhältnis zur Welt bestimmt. Da ist zunächst ein verändertes Verhältnis zur Arbeit. Der Freizeitwert wird höher geschätzt als bei der älteren Generation. Der arbeitende Mensch wird leicht als der ausgebeutete und beschädigte betrachtet. „Heim“, „Familie“ gelten als überholte bürgerliche Glücksvorstellungen. Die Glücksucher der 80er sind permanent mit Umzug und Auszug beschäftigt.

Geschärfte Aufmerksamkeit für die Natur hat das gesteigerte ökologische Interesse zur Folge. Die Flucht ins Idyll der Heide oder eines Bauernhofs sind Stationen der Glücksuche. Immer aber bleibt „Das Gefühl der Gefühllosigkeit/auf dem Parkplatz, die unterwegs abhandengekommenen Beweggründe und Begierden,/die Frage, wo Ich geblieben ist“ (L 18). In solchen Erfahrungen wird die Wertkrise als Sinnkrise offensichtlich. Die Verachtung der Institutionen bis „zur Kotzgrenze des Politischen“ führt notwendig in die Vereinsamung. Die betonte Subjektivierung des Sprechens deutet auf eine Blindheit gegenüber der Umwelt.

Die Zerstörung sinnstiftender Verhaltensweisen, nicht nur der Moral, sondern vor allem des Glaubens, hat bei allem „Ausstellen“ und „Angeben“ eine verborgene Lebensunsicherheit bewirkt, die sich auf die Geheimnisdimension aller Dinge der Welt bezieht und die Glücksuche erschwert. Krolow spricht vom „langsam wirkenden Gift/Leben/das eine wie andere trifft“ (L 70). Das Fehlen der Geheimnisdimension macht Leben zu einem mechanischen Ablauf der alltäglichen Dinge, das Ulla Hahn zutreffend als „Uhrwerk“ bezeichnet: „...die Quarzuhr läuft weiter jedes/Ticken ein Herzschlag/Ein Hohn.“

Peter Härtling mahnt, als Weg zum Ich zu kämpfen gegen eine „uns ausgeredete Geschichte“, ruft auf zu Lebensmut und Produktivität. Der friedfertige, also glückliche Mensch soll sich Vorurteile und Neid aus dem Sinn schlagen, Zärtlichkeit und Neugier soll er pflegen. Besitzgier und Machtstreben sollte er nicht mehr lernen und nicht mehr lehren. Die Kraft unverfälschten Erinnerns sollte in unverstellter Sprache wieder „lieben, verzärteln, aufbauen, verschweigen, beleben“⁸. Hier wird der bunte Vogel Poesie herbeigewünscht.

Sprachwende?

Vereinzelt wird eine Sprachwende signalisiert. Markus Jaroschka, ein österreichischer Dichter, spricht vom seltenen Glück „wortkargen glaubens kaum eine Spur/im entlassenen sommer/verriet/die eingestürzte Wortgrenze/das jahrhundert wird heller“ (K 223). Aufgerufen wird dazu: „in der befreienden Sprache/schwerer Gebete/entgegenatmen/den unangreifbaren sätzen/entgegenatmen“ (K 222).

Eine bedenkenswerte Spur in dieser Richtung zeigt Wolfgang Bächle in „Sinai“ (L 18). Das „Unangreifbare“ ist hier der „Berg der Gesetze, der strengen Gebote“. Von unten wirkt er drohend, die Wolken verunsichern, aber das Licht auf dem Gipfel lockt hinauf „in den Wind der Freiheit“. Hier wird ein Geheimnis der Schöpfung wie der Erlösung angedeutet, nämlich das Verhältnis von Gesetz und Freiheit. Die Physiker beschäftigt es im neuen Forschungszweig der Synergetik.

Der eine Gott und Herr ist der Gesetzgeber für Natur und Menschenleben: „Sinai ist überall“. Der Gesetzestreue ist Glück und Wohlergehen verheißen. Dem Bruch des Bundes folgt die Strafe. Die Begründung im Gesetz Gottes ist der feste Halt, die Voraussetzung für das Ausschwingen in den Raum der Freiheit. Der Abfall vom großen Menschheitsgesetz des Sinai hat die Menschen dazu gebracht, „trennende Berge“ von Gesetzen zu schaffen. Abkehr vom Freiheit schenkenden Gesetz Gottes führt zur Unfreiheit und Unterdrückung durch menschliche Herrschaftsansprüche oder auch eigenes Verstricken in Unwerte. Die den „Wind der Freiheit“ Liebenden finden eine andere Spur, sich aus der Verstrickung in die Scheinwerte zu lösen, ja sich mit Gleichsuchenden zu finden: „wo uns die Berge trennen/und nur die Wüste verbindet“.

Das Gedicht hat nicht nur eine gesellschaftskritische, entlarvende Funktion. Es eignet ihm auch eine antizipatorische Aufgabe. Wege-deutend nennt es Adorno eine „geschichts-philosophische Sonnenuhr“. Nach dem „Durchgang durch die tausend Finsternisse todbringender Rede“ und angereichert von allem ist für Celan das Gedicht „Rettungsversuch“, „Landvermessung“, „Atemwende“, Gespräch mit dem anderen, mit dem – wer weiß – ganz Anderen: „Es sind noch Lieder zu singen/jenseits der Menschen“ (Gedichte II, 26)

Um Lieder zu singen, die von der Sinndeutung aus dem Glauben künden, bedarf es der ihnen gemäßen Sprache. Vielleicht ist die augenblickliche „Windstille“ in der Lyrik notwendig zur Lösung aus der Sprachanarchie, die am Rand unserer heutigen Lebenswelt wuchert. Noch ist es weithin so, wie Günter Kunert in seiner „Klage“ schreibt: „Ich bin/in dieser Welt ganz ohne Sinn/Mal macht mich Wörtermangel/Stumm/mal macht ihr Überfluß mich/dumm.“ Erst wenn unser ganzer Daseinsraum mehr vom Geist durchwaltet wird, ist zu hoffen, daß einzelne Initiatoren die Sprache des „helleren Jahrhunderts“ finden werden.

ANMERKUNGEN

¹ Macht der Literatur, L'80, H. 32. ² Essays 2 (Frankfurt 1980).

³ N. Born, Die Welt der Maschinen (Hamburg 1980).

⁴ Ich stelle mich aus, hrsg. v. G.-K. Kaltenbrunner (Freiburg 1984).

⁵ FAZ, 25. 1. 1985. Das Folgende ebd. 11. 12. u. 17. 5. 1984.

⁶ Wem gehört die Erde, hrsg. v. P. K. Kurz (Mainz 1984), zit. K.

⁷ Luchterhand Jahrbuch der Lyrik (Darmstadt 1984), zit. L. Gedichttexte ohne Quellenangabe sind den laufenden Veröffentlichungen der FAZ entnommen.

⁸ P. Härtling, Ich rufe die Wörter zusammen. Gedichte aus den Jahren 1983 und 1984 (Pfaffenweiler 1984).